

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 119 (1993)
Heft: 15

Artikel: Bei einem Betrag mit sieben Nullen schaut doch keiner hin!
Autor: Feldman, Frank
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-606840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frank Feldman

Bei einem Betrag mit sieben Nullen schaut doch keiner hin!

Ein Dutzend Jahre expandierten Geldsummen um uns herum wie glühende Sternenhaufen. Ein Milliardchen hier — ein Millionchen da. Aber auf einmal schauen die Menschen genauer hin, oder etwa doch nicht?

Der Augenblick war elektrisierend. Jeder-
mann wusste: Da ist ein gestandenes Manns-
bild, das mit Milliarden jongliert, ein Ballen
Millionen hier, ein Paket Milliarden dort,
kein Mickerling also, und um diesen schlag-
kräftigen Mammonjünger reissen sich Me-
diensmanager ein Bein aus, um ihn für eine
Quizshow zu gewinnen. Er nimmt kein
Blatt vor den Mund, er brilliert mit Fakten
und Know-how. Die Zuschauer klatschen
begeistert. Und dann, ohne Warnung, eine
ganz harmlos klingende Frage des Quizma-
sters. «Sagen Sie uns, Mister Ross Goobey,
wieviel kostet ein Liter Milch?»

Geld müsste mit Wider- haken besetzt sein

Die Gesichtsmuskeln des Geldgewaltigen spannten sich. In seinem Hirn surrten die Synapsen. Er wollte nicht sagen: Ich weiss es nicht. Also nannte er eine Hausnummer. Den Zuschauern stockte der Atem. «Falsch»,
sagte der Quizmaster erbarmungslos, «ein

Liter Milch kostet 56 Pence und nicht 36.» Das hatte er nun davon, der berühmte In-
vestmentbänker, mit Milliarden umgehen zu müssen und nicht mit läppischen Pen-
nies. Geld öffnet Wege und verschliesst so viele andere. Und man konnte es den Ge-
sichtern ansehen, was die Menschen dachten: Wer mit Geld um sich wirft, bleibt sel-
ten ein Mensch; und wie der Romancier Ste-
venson schon sagte: Ein Mensch, der mit
Geld zu tun hat, ist ein verlorener Mensch.
Und hier sass ein Kaiser ohne Kleider, der
bis zum letzten Dezimalpunkt die Renditen
Tausender Portefeuilles kannte — aber
nicht, wieviel eine Flasche Milch kostet.
Geld ist viel zu rund, es müsste eckig und
mit Widerhaken besetzt sein, eine Million
erst reicht.

Ein Vittorio de Sica drehte seinen preisge-
krönten Film «Fahrraddiebe» mit geliehe-
nen 20000 Dollar, heute kostet eine Dreh-
minute soviel. Zehn Millionen, zwanzig
Millionen für die Gage eines Stars. Kann er

die Millionen noch zählen? Eine Billion
Umsatz an einer grossen Börse an einem
Tag. Ist diese Größenordnung noch mess-
bar?

Da hat ein wichtiger Bankier — ich nenne
nur seine Initialen: Sir E. de R. — Mühe und
Not, auf die Spur von 100 Millionen ver-
schollenen Pfund zu kommen. 100 Millio-
nen lassen sich im vollcomputerisierten
Zahlungsverkehr seit den geldtrunkenen
achtziger Jahren leichter bemänteln und
verstecken als umständliche 56 Pennies.

Zu viele steigen nach der ersten Million aus

Das muss auch der vor den Kanarischen
Inseln ertrunkene Medienmogul Robert
Maxwell gewusst haben. Nachdem man sein
Verschwinden von seiner Jacht festgestellt
hatte, das war im November 1991, kamen ei-
ne Menge unschöner Dinge zum Vorschein,
zum Beispiel, dass er 420 Millionen Pfund
vom Pensionsfonds seiner Angestellten auf
fremde Konten überwiesen hatte. Und erst
allmählich entdeckten Wirtschaftsprüfer,
alles gestandene Mannsbilder, dass er 18
Milliarden Pfund hin- und hergeschoben
hatte, um die zweieinhalb Milliarden zu
verschleiern, mit denen er bei den Banken
in der Kreide stand. In einem Jahr, tönte er
einmal in seinem merkwürdigen Englisch
an, hätte er 80 Millionen mit Devisenspekula-
tionen verdient; und weil es sich um einen
Betrag mit sieben Nullen handelte, wollte
keiner genauer hinschauen. Man hätte ihn
damals nach dem Preis einer Flasche Milch
fragen sollen.

Der kanadische Millionär Conrad Black,
der auch in England ein Zeitungsimperium
sein eigen nennt, beklagte unlängst, dass zu
viele Untertanen Ihrer Majestät nach ihrer
ersten Million aussteigen und sich einen
Fischweiher kaufen. Ein Amerikaner fange
bei einer Million an, die ersten zehn Millio-
nen anzupeilen. Ob er, Black, den Preis einer
Flasche Milch kennt?

Gewiss hatte Bert Brecht recht, als er in
«Arturo Ui» schrieb: «Die Macht hat stets,
wer zahlt.» Aber die Macht über sich
selbst hat nur, wer auch weiss, wieviel ei-
ne Flasche Milch und ein Wecken Brot
kostet.

KÜRZESTGESCHICHTE

Schriftstellers Lohn

Henry Miller, der seinen Roman «Im Wendekreis des Krebses» 1934 in Paris herausbrachte, steckte bis zu seinem siebzigsten Lebensjahr dauernd in Geld-
nöten. Um seine Miete bezahlen zu können, entwickelte er ein ausgeklügel-
tes Bettelbrief-System. Und damit er einmal pro Tag zu einem warmen Essen
kam, schlug er seinen Pariser Freunden vor, je einmal pro Woche bei einem
von ihnen zu essen. «Als Gegenwert biete ich meine nicht zu verachtende
Unterhaltung an.» Die Freunde nahmen an.

Als «Wendekreis des Krebses» ein Vierteljahrhundert später auch in Amerika
endlich erscheinen durfte — Miller war bereits siebzig —, hatte das Buch lange
gerichtliche Auseinandersetzungen zur Folge. Er aber hatte jetzt
wenigstens auf Big Sur zu leben. Nach seinem Tod wurde das Manuskript
für hundertfünfundsechzigtausend Dollar verkauft, der bislang höchste für
ein Manuskript erzielte Preis.

Heinrich Wiesner